

Predigt vom 29.11.2015

Perry Schmidt-Leukel

Predigttext: Röm 13,8-12

Bleibt niemand etwas schuldig; nur die Liebe schuldet ihr einander immer. Wer den andern liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn die Gebote: *Du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren!*, und alle anderen Gebote sind in dem einen Satz zusammengefasst: *Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Also ist die Liebe die Erfüllung des Gesetzes.

Bedenkt die gegenwärtige Zeit: Die Stunde ist gekommen, aufzustehen vom Schlaf. Denn jetzt ist das Heil uns näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe. Darum lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts.

Liebe Gottesdienstgemeinde,

„Bedenkt die gegenwärtige Zeit“ – schreibt Paulus in unserem heutigen Predigttext. Die Zeit ist in der Tat ein merkwürdiges Phänomen. Je länger wir über die Zeit nachdenken, desto rätselhafter wird sie. Vor knapp 40 Jahren, damals noch ein junger Student, begegnete ich folgendem Haiku, das heißt, einem japanischen Kurzgedicht:

„Langsam, Tag an Tag,  
reihen sich aneinander –  
vergangne Dinge.“<sup>1</sup>

Dieses Gedicht hat mich seither nicht mehr losgelassen. Einmal gehört, nie wieder vergessen. Warum? Ich denke aus dem einfachen Grund, dass dieses Haiku so wahr ist. Genauer gesagt, weil es eine äußerst profunde und

---

<sup>1</sup> Yosa Buson (1716-1783). Wilhelm Gundert hat in seiner Übersetzung die Haiku Silbenstruktur (5 – 7 – 5) bewahrt. Quelle: Lyrik des Ostens. Gedichte der Völker Asiens. Herausgegeben von Wilhelm Gundert, Annemarie Schimmel und Walter Schubring, München – Wien 1978, 467.

herausfordernde Wahrheit ist, die sich in dem kurzen Gedicht zum Ausdruck bringt: Nichts lässt sich festhalten. Kaum aufgetaucht, ist der Moment schon wieder vorbei – verschwunden in ein Nirgendwo, vielleicht in das Nichts, jedenfalls in eine uneinholbare und unwiederbringliche Vergangenheit. *Daher* sind es lauter „vergangne Dinge“, die sich hier Tag an Tag, Stunde an Stunde, Minute an Minute aneinanderreihen. Unaufhaltsam rollt die Zeit. Wie ein Film scheint sie an uns vorüberzuziehen. Doch dieses Bild ist trügerisch. Denn der Vergleich mit dem Film suggeriert, dass wir selber – quasi als Betrachter – hiervon nicht betroffen wären. In Wahrheit sind wir jedoch Teil dieses Films namens Zeit. Die Zeit rollt nicht an uns vorüber. Wir selber rollen vorüber, Tag an Tag, Stunde an Stunde, Minute an Minute. Die Herausforderung, die unausgesprochen und dafür doch umso nachdrücklicher aus diesem Haiku spricht, lautet daher: Halte an nichts fest. Lass die vergangnen Dinge ziehen. Denn Festhalten wäre vergeblich. Du kannst nichts festhalten. Lass alles los. Lass auch dich selber los. Denn du stehst nicht jenseits der Dinge. Du bist selbst Teil dieser Flüchtigkeit. Lass dich los.

Ein anderer Text begleitet mich noch etwas länger als dieses Haiku. Es handelt sich um eine Kurzgeschichte von Franz Kafka. Eine der kürzesten unter Kafkas Kurzgeschichten. Nur aus zwei Sätzen besteht sie. Und um die Kürze geht es auch in ihr. Sie heißt: „Das nächste Dorf“ und geht so:

Mein Großvater pflegte zu sagen: „Das Leben ist erstaunlich kurz. Jetzt in der Erinnerung drängt es sich mir so zusammen, daß ich zum Beispiel kaum begreife, wie ein junger Mensch sich entschließen kann ins nächste Dorf zu reiten, ohne zu fürchten, daß — von unglücklichen Zufällen ganz abgesehen — schon die Zeit des gewöhnlichen, glücklich ablaufenden Lebens für einen solchen Ritt bei weitem nicht hinreicht.“<sup>2</sup>

In dem zuvor zitierten Haiku heißt es, dass sich die vergangnen Dinge „langsam“ und quasi stetig aneinander reihen. Kafkas Text spricht von einem anderen mit der Zeit verknüpften Phänomen, nämlich dem, dass die Zeit, mit zunehmendem Alter immer schneller läuft.

Auch wenn Sie jetzt noch jung sind, denken Sie einmal zurück an die Zeit Ihrer Kindheit. Ein Jahr – das war unermesslich lang, quasi eine Ewigkeit. Gerade die

---

<sup>2</sup> Siehe: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/franz-kafka-erz-161/24>

herbeigesehnten Ziele: wie weit waren sie entfernt. Eine Ewigkeit bis zum nächsten Weihnachtsfest und noch mehr als eine Ewigkeit bis zum Erwachsenwerden. Ich bin mir sicher: Heute wird Ihnen ein Jahr deutlich kürzer vorkommen. In meinem Alter erscheint einem ein Jahr in etwa so, wie einem als Kind ein Monat oder gar eine Woche erschien. Immer kürzer erscheint die Zeit mit fortschreitendem Alter. Immer schneller reihen sich die vergangen Dinge aneinander – so schnell, dass man sich als alter Mensch wundert, warum ein junger Mensch nicht fürchtet, die Zeit des Lebens möge zu kurz sein, um ins nächste Dorf zu reiten.

Kafkas Geschichte scheint absurd, surrealistisch übertrieben. Und doch steckt auch in ihr eine profunde Wahrheit. Die Perspektive des Haikus ist ganz auf den Augenblick gerichtet. Die Zeit verstreicht mit jedem Augenblick, so wie das beständige Kommen und Gehen des Atems. Darin bezeugt dieses Haiku seine buddhistische Prägung. Wenn wir in der Meditation die Aufmerksamkeit auf den Atem richten, dann erleben wir unmittelbar, mit jedem neuen Atemzug, das Verstreichen der Zeit. Doch normalerweise durchleben wir die Zeit nicht mit jener ganz auf den Augenblick gerichteten Perspektive. Vielmehr eilen wir durch die Zeit in Etappen – wie von Ziel zu Ziel. Darauf macht uns Kafkas Erzählung aufmerksam. Zunächst erscheint das Ziel noch als groß und weit entfernt. Kommt es näher, so fiebern wir ihm entgegen. Doch kaum ist das Ziel erreicht, verblasst es bereits. Wie groß war einst das Ziel des Abiturs und wie weit entfernt. Und jetzt? Je länger desto mehr verblasst, was vorher so wichtig war. So verhält es sich auch mit allen anderen Zielen: dem Studienabschluss, vielleicht der Promotion; der ersten großen Reise, vielleicht ein soziales Jahr in einem fremden Land; der ersten festen Anstellung; der Gründung einer Familie. Manche Ziele, die wir uns stecken, bleiben unerreicht, und begleiten uns fortan in Gestalt der zweifelnden Frage „Was wäre gewesen wenn?“ Doch ist ein Ziel erst erreicht, so entschwindet es unweigerlich in die Vergangenheit. Und so richten wir den Blick auf ein neues, auf das nächste Ziel. Auch dieses kommt näher und näher. Doch schon bald, viel schneller als gedacht, wird es wieder Vergangenheit sein. Was vor kurzem noch wie eine große Vision, wie ein Traum vor Augen stand – kaum ist es realisiert, entschwindet es, verflüchtigt sich und verkehrt sich in ein Phantom. Gerade die Etappenziele des Lebens lehren uns die Flüchtigkeit, ja – so scheint es oft – Unwirklichkeit der Zeit. Nur eines

scheint uns die Zeit lehren zu wollen: Ihre eigene – und damit unsere eigene – Vergänglichkeit.

Hören wir nochmals Paulus:

„Bedenkt die gegenwärtige Zeit: Die Stunde ist gekommen, aufzustehen vom Schlaf. Denn jetzt ist das Heil uns näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe.“

Wenn Paulus davon spricht, dass die Nacht vorgerückt und der Tag nahe ist, dann drückt er in diesen Worten das aus, was Theologen als „Naherwartung“ bezeichnen. Paulus, wie viele andere Christen seiner Zeit und wie wohl auch Jesus selbst, war überzeugt, dass das Ende der alten Welt kurz bevorsteht. Dass die Welt in ihrer jetzigen Gestalt vergeht und schon bald, mit Macht und begleitet von kosmischen Umbrüchen, das neue messianische Zeitalter beginnt. Für Paulus, wie die frühe Christenheit, verband sich diese Erwartung mit dem Glauben, dass Jesus selbst wiederkommen werde, diesmal nicht als der schlichte Sohn eines galiläischen Zimmermanns, sondern als der Herr, der vom Himmel herabkommt, begleitet von Schall der Posaune Gottes, sodass sich die Gräber öffnen und die Toten gemeinsam mit den Lebenden durch Luft und Wolken hindurch zum himmlischen Herrn entrückt werden, wie Paulus es im ersten Brief an die Thessalonicher beschreibt. Das ist der Tag, der nach Paulus nah herbeigekommen ist. Das ist das Ende der Nacht, von dem er hier spricht; die Stunde, die es jetzt geschlagen hat und die uns dazu ruft, vom Schlaf aufzustehen.

Wie wir alle wissen, haben sich Jesus, die ersten Christen und Paulus in ihrer Naherwartung getäuscht. Erstaunlicherweise hat dies die Kirche jedoch nicht in eine letale Krise gestürzt. Einer der wichtigsten Gründe hierfür liegt meines Erachtens darin, dass die Kirche es vermochte, das allgemeine Ende der Welt mit dem Ende des jeweils eigenen, individuellen Lebens zusammenzudenken. Das Ende der Nacht kommt für jeden von uns mit dem Tod, auf den das Leben unweigerlich zuläuft. Das Wort des Paulus: „jetzt ist das Heil uns näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden“, stimmt immer, zu jeder Zeit. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde, mit jedem Augenblick sind wir unserem eigenen Eschaton näher als zuvor. Das eine große Ziel, hinter dem alle anderen Ziele zurückbleiben, das eine Ziel, auf das wir uns mit zunehmendem Alter immer rasanter zubewegen, ist das Ende des eigenen Lebens. Wir neigen dazu, dies zu

verdrängen. Wir leben als würden wir nicht sterben. Doch das tägliche Aneinanderreihen vergangener Dinge, die Flüchtigkeit aller scheinbar so großer Ziele, die sich bis zum Gefühl der Unwirklichkeit von Zeit zu steigern vermag, scheint sich zu dem einen dunklen Hintergrund zu verdichten, auf dem diese eine unbestreitbare Tatsache immer deutlicher zum Vorschein kommt: Die Zeit, in der Gestalt, die sie durch unser eigenes Leben annimmt, geht ihrem Ende entgegen.

Wenn wir das Leben unter dieser Perspektive betrachten, worauf kommt es dann an? Welches unserer vielen Ziele lohnt sich dann wirklich? Was ist der Mühe wert? *Nur auf eines*, so Paulus, kommt es an. Nur eines schulden wir uns und schulden wir einander: die Liebe. Nur auf dieses eine Gebot laufen alle anderen Gebote des jüdischen Gesetzes hinaus. In diesem sind sie alle erfüllt: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Nur dieses eine Ziel ist es wert, wirklich verfolgt zu werden.

Auch anderen Religionen ist diese äußerste Konzentration auf das Wesentliche nicht unbekannt. So lesen wir beispielsweise in einem buddhistischen Text:

„Ein Bodhisattva sollte, o Herr, nicht in allzu vielen Tugenden unterwiesen werden. *Einer* Tugend, o Herr, sollte ein Bodhisattva sich ganz hingeben und ganz in ihr aufgehen. Dann sind alle Buddhatugenden von selbst vorhanden. Welches ist diese *eine* Tugend? Es ist das große Mitleid.“<sup>3</sup>

Und in einem der im Islam besonders hoch geschätzten Prophetenworte heißt es:

„Keiner von euch hat Glaube, bis ihr nicht für euren Nächsten das liebt, was ihr für euch selber liebt.“<sup>4</sup>

Warum diese Konzentration auf die Nächstenliebe bzw. auf das große Mitleid? Warum ist gerade dieses eine Ziel so wichtig angesichts des unaufhaltsamen Verstreichens der Zeit, unserer Zeit? Gibt es vielleicht einen inneren Zusammenhang zwischen Liebe und Tod?

In der hebräischen Bibel, im Hohelied der Liebe, lesen wir: „Stark wie der Tod ist die Liebe“ (Hohelied 8,6). Die Stärke der Liebe, so heißt es hier, liegt in ihrer

---

<sup>3</sup> Dharmasamgīti-Sūtra; zitiert nach M. Winternitz, Der Mahāyāna-Buddhismus, Tübingen 1930, 35.

<sup>4</sup> Zitiert nach: A Common Word Between Us and You (Summary and Abridgement).

Leidenschaft. Diese Leidenschaft ist „unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn...“. Der Vergleich der Liebe mit Feuer und Glut verweist auf eine wichtige Analogie. Denn auch die auf den Tod zulaufende Zeit ist wie ein alles verzehrendes Feuer.

Noch deutlicher, so scheint es mir, wird dieser Zusammenhang von Liebe und Tod bei Paulus selbst. Im Ersten Korinther-Brief (13,5) schreibt er über die Liebe: „sie sucht nicht das Ihre.“ Wir wissen, was das heißt. Echte Liebe sucht nicht den eigenen Vorteil. Sie wendet sich dem anderen zu, hilft ihm und steht ihm bei, nicht um davon in erster Linie selbst zu profitieren, sondern um des anderen willen. Echte Liebe stellt eigene Interessen hintan. Im Extremfall opfert sich die Liebe für den anderen auf. Eltern können eine solche Liebe zu ihren Kindern haben, dass sie bereit sind, ihr eigenes Leben für das des Kindes zu opfern. Jesus spricht von solcher Liebe als der höchsten Form der Liebe eines Freundes. „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.“ (Joh 15:13).

An diesen extremen Formen wird der Kern der Liebe deutlich, so wie Paulus ihn formuliert: Die Liebe sucht nicht das Ihre. In der Liebe zum anderen geben wir ein Stück von uns selber auf und geben es dem anderen hin. Wir lassen los, was wir auf Dauer ohnehin nicht festhalten können, was uns die auf den Tod zulaufende Zeit mit Sicherheit entreißen wird. In der Liebe kommen wir quasi der Zeit und dem Tod zuvor. Möglicherweise ist dies der Grund, warum angesichts unseres Daseins zum Tode nach Paulus die Liebe das einzige ist, worauf es ankommt.

Doch was vermag uns zu solcher Liebe zu motivieren? Was gibt uns den Mut, sich im kleinen wie im großen von der Liebe für den anderen verzehren zu lassen? Für sich genommen treibt uns die Einsicht in den unaufhaltsamen Fluss der Zeit vielleicht nur noch mehr in den vergeblichen Versuch, uns und die Dinge festhalten zu wollen; in den Versuch, die unausweichliche Einsicht in den Tod im Rausch der Sinne zu narkotisieren. „Lasset uns fressen und saufen, denn morgen sind wir tot“ (1 Kor 15:32). Warum nicht? Warum sollten wir dem Tod durch die Selbstaufgabe in der Liebe zuvorkommen? Die Frage, was uns zur Liebe befreit, was es uns möglich macht, nicht in allem immer nur und zuerst sich selbst zu suchen, führt uns erneut – und doch noch einmal anders – auf den Zusammenhang zwischen Liebe und Tod zurück.

Im Zentrum der hinduistischen Bhagavadgītā steht eine Epiphanie Gottes. Hier erscheint die alles verschlingende Zeit als die verhüllte Gestalt Gottes, als *seine Maske*. Hinter dem Schlund des Todes, in dessen dunklen Abgrund die Zeit ganze Welten hineinzieht, verbirgt sich in Wahrheit das Licht Gottes, dessen Strahlen das Weltall durchdringen.<sup>5</sup> Hinter der vermeintlichen Unbarmherzigkeit der Zeit steht die Barmherzigkeit dessen, der uns liebt wie der Vater den Sohn, wie der Freund den Freund, wie der Geliebte seine Geliebte (Bhagavadgītā 11:44).

Von dieser Zuversicht, wie sie auf so eindrückliche Weise von der Bhagavadgītā verkündet wird, war auch Paulus erfüllt. Nichts, so ist Paulus überzeugt, kann uns von der Liebe Gottes, wie sie für ihn durch Christus erschienen ist, trennen – auch nicht der Tod. Es ist die Liebe Gottes zu uns, die uns die Freiheit und den Mut dazu geben kann, sich selber in der Liebe an den anderen zu verlieren. Wer sich von Gott gehalten weiß, vermag daraus den Mut und die Inspiration zu schöpfen, sich selber loszulassen und in der Liebe an den anderen zu verlieren. Die Zeit gleicht dann nicht dem Licht des Tages, das in der Nacht des Todes verlöscht. Im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes gleicht sie vielmehr, wie Paulus es schreibt, dem Dunkel der Nacht, die dem Tag entgegen geht; dem Dunkel, das sich im Licht des Morgens auflösen wird.

Aber hat sich Paulus vielleicht auch darin getäuscht? Hat er sich in seiner Deutung der Zeit als die sich im Licht Gottes auflösende Finsternis vielleicht ebenso geirrt wie in seiner apokalyptisch geprägten Naherwartung? Vielleicht. Mit Sicherheit ausschließen können wir das nicht. Der Glaube bleibt ein Wagnis. Ein Wagnis, zu dem wir uns ermutigen lassen durch jene, die dieses Wagnis selber eingegangen sind und es jeden Tag neu eingehen. Ein Wagnis, zu dem uns auch die Liebe jener motiviert, die sich selber um unseretwillen losgelassen haben. Es ist jedoch ein Wagnis, das seinen Lohn in sich selber trägt. Nämlich in der paradoxen Erfahrung, sich im Loslassen auf neue Art zu finden.

Haben wir zu diesem Wagnis überhaupt eine Alternative? Wenn wir dem Tod nicht dadurch zuvorkommen, dass wir uns selbst in Glaube, Hoffnung und Liebe loslassen, dann wird die Zeit uns dies abnehmen. Mit Sicherheit.

---

<sup>5</sup> Bhagavadgītā 11,26-32.